

(Nachdruck verboten.)

Briefe, die in den Papierkorb wandern.

Von L. Schtschekina-Kupernik.

Aus dem Russischen überfetzt von E. Klorin-Berth.

Motto:

„Ist Ihnen jemals in den Sinn gekommen, welche Menge geschriebener Briefe nicht abgesandt werden und meist in den Papierkorb wandern? Zwar werden solche Schreiben durch andere ersetzt, aber eigentlich sind die ersten die wertvolleren. Denn sie kommen vom Herzen, werden vom Gewissen diktiert und sind jedenfalls von unversäuschter Aufrichtigkeit. Später tritt schon der Verstand in Aktion, gestützt auf die gesellschaftlichen „konventionellen Lügen“... und anstatt der ungleichmäßigen, gefühlvollen, fieberhaft hingeworfenen Zeilen diktiert der Verstand klare, deutliche Worte. Doch wieviel Lügen wären im Reime erstickt, wenn alle nicht abgesandten Briefe expediert worden wären.“

(Aus einem Brief.)

Nicht abgesandter Brief.

„Oft fehlt es dem Menschen fast sein ganzes Leben lang an Ruhe, um einen Rückblick auf sein eigenes Leben zu werfen; Geschäfte, Arbeiten, allerhand uns in Anspruch nehmende Zufälligkeiten lassen uns nicht zur Besinnung kommen, hindern uns daran, uns selber einzugestehen, daß etwas in uns nicht in Ordnung sei und daß man eigentlich gar nicht so lebe wie man müßte, und nicht einmal wie man selber wollte. Es bedarf eines von außen kommenden Anstoßes oder des absoluten Alleinseins fern von der gewöhnlichen Umgebung, es bedarf der Loslösung von allen dringenden Geschäften, damit es in und um uns klar werde.“

Diesen Gedanken fand ich neulich in einem ausgezeichneten Buch, und jetzt, da ich allein bin, fällt er mir unwillkürlich ein. Den ganzen heutigen Tag, als ich über weite Schneefelder einer fremden Gegend fuhr und jetzt, da ich in stark geheizten Zimmern eines Dorfhäuschens auf einem alten Ledersofa sitze, harrend des nächsten Morgens, um die Taxierung eines Waldes vorzunehmen — bin ich absolut allein. Der dicke Verwalter von bäuerlicher Abkunft nebst Gemahlin kann doch unmöglich als „Gesellschaft“ gelten und so kann ich sagen, daß niemand um mich ist und ich allein bin mit meinen Gedanken. Und da regt sich in mir der Wunsch, Dir zu schreiben, Liza, mich mit Dir auszusprechen, wie ich es gleich tun will.

Als fürsorgliche Gattin hast Du mir das Versprechen abgenommen, Dir während unserer mehrtägigen Trennung zu schreiben. . . . Ach, ich weiß nicht, vielleicht wäre es doch besser, Dich durch ein Telegramm von meiner Ankunft zu benachrichtigen. Vielleicht, nein, bestimmt wäre Dir ein solches Telegramm viel lieber, als dieser Brief. Aber ich will dennoch einen Versuch machen.

Liza, es sind nunmehr zwanzig Jahre, daß wir verheiratet sind und eigentlich habe ich nicht ein einziges Mal mein Herz vor Dir ausgeschüttet. Wie konnte es so kommen? Wir hatten doch aus Liebe geheiratet. Ja, es mag eine leidenschaftliche Liebe gewesen sein. Darum liebten uns die glühende Leidenschaft, die Zärtlichkeiten anfangs gar nicht an Unterhaltungen denken. Und dann . . . dann begann ich die Wahrnehmung zu machen, daß alles in meinem Leben, was nicht Du ist und nicht uns, d. h. Dich und mich betrifft, seien es Kameraden, Arbeiten, Bücher, eine fast krankhafte Eifersucht in Dir erweckt. Ich liebte und bemitleidete Dich, Liza, unter Deinen Tränen, Deinen hysterischen Anfällen, litt ich tiefer als Du selbst. Und ich verlernte es, Dir meine Eindrücke, meine Gedanken und Träume mitzuteilen. Ich teilte Dir nur Tatsachen und Pläne mit. Meinen Plänen brachtest Du Verständnis entgegen und trugst so viel als möglich zu deren Ausführung bei; Du warst eine gute, treue Gattin; und in meiner Karriere gebührt Dir eine hervorragende Rolle. Gar vieles verdanke ich Dir, Deinem praktischen Verstande; ich sage es gerade heraus, es ist fast Deiner Hände Werk, daß aus mir, einem bescheidenen Studenten, der insgeheim den Traum, ein Pro-

fessor zu werden hegte, ein angesehenener Bankbeamter geworden ist. Und alles ging und geht bei Dir glatt von statten. Wir führen ein schönes Haus, haben dressierte Diensthofen, eine wunderschöne Equipage und einen im Englischen Klub geschulten Koch; Du und unsere Töchter kleiden sich bei Brisad, wir haben eine Loge in der Oper und zweimal im Monat findet sich „alle Welt“ an unseren glänzenden Soireen ein. Du hast übrigens ein Recht, das alles zu genießen. Ich habe es noch nicht vergessen, wie Du einst mit Deinen jetzt so zarten Händchen mir Beefsteakes zu bereiten und nicht schlechter als ein Berufsschneider meine sadenscheinigen Röcke auszubessern pflegtest. Und fröhlich lachend versprachst Du mir: „Wart' nur, wir werden noch alles erreichen.“ Und wir haben's erlangt. Deine Hilfe und die von Dir beim Bauen unseres Nestes entfaltete Energie habe ich nicht vergessen und werde sie auch nimmer vergessen; aber dennoch . . . hat es sich so gefügt, daß ich an Deiner Seite ein Doppelleben führe. Das eine Leben bildest Du, das Haus, die Kinder und die Geschäfte, die Sachen, Tatsachen; das zweite Leben sind meine Gedanken, Ideen, Stimmungen, also nicht Du.

Augenblicklich bin ich Euch räumlich fern, bin ganz in der Gewalt meines zweiten Lebens und mir scheint es nicht so schwer, mit Dir offen zu sein. Wie Du wohl schon erraten haben wirst, will ich davon reden, was in der letzten Zeit uns beide beunruhigt und quält, nämlich von meinen Beziehungen zu S. R.

Ich sehe ja Deinen Zustand. Sagen wir's gerade heraus: Du bist eifersüchtig. Du kannst Dich kaum beherrschen in Gegenwart der Kinder, selbst der Diensthofen; Du überhäufst mich mit beleidigenden Sticheleien und weinst bei jeder Gelegenheit. Das ist so deprimierend, umsomehr, da es nicht ohne Grund ist.

Ich habe mit endlich entschlossen und sag' es Dir offen — aber um Himmels willen, lies es ruhig zu Ende —, ich liebe S. R., Liza, ich habe Dich nie betrogen, niemals meine Seelenkräfte auf kleine, wohlberrechnete Intrigen verschwendet; ich lebte nur für die Familie, für die Geschäfte, die Arbeit. . . . Da traf ich S. R. und lernte sie lieben. Liza, in ihr sah ich meine Jugend, meine Ideale, meine Sehnsucht verkörpert. In ihren großen, reinen Augen spiegelte sich gleichsam der Himmel, zu dem ich einstmals feuchten Wlades aufgeschaut, nachdem ich zum erstenmal „Don Carlos“ gelesen. Romisch, nicht wahr? Der wirkliche Staatsrat Komorin und — Don Carlos. Aber in einer jeden Seele gibts Saiten, deren Berührung sie erfüllt mit Wonne und Schmerz. Und dieses Mädchen, das ihrem Alter nach nicht Lehrerin, sondern Genossin unserer Mädchen sein könnte, hatte das alles in mir erweckt. Sie selbst, ihre Augen, ihre dunklen Kleider, sogar ihre weißen Kleidertragen — das alles weckt in mir die Erinnerung an den Frühling, an Schiller, an Musik, an alles, woran zu denken man keine Zeit hat und es auch für lächerlich hält. Ich liebe sie; ich möchte es laut in die Welt hinausrufen; ich mag dieses reine Gefühl nicht durch eine Lüge entweihen, als wäre es etwas Verbrecherisches. Und doch muß ich dieses Gefühl geheim halten, Dir verschweigen, daß ich sie besuche, ihr heimlich schreiben. . . . Ich kann es nicht, ich will und kann nicht so handeln. Liza, ich scheue mich, es Dir zu sagen, aber doch sei's gesagt. Ich selbst, mein Name, meine Arbeit, mein Vermögen gehören Dir, nie werde ich Dich verlassen, ich bin Dein und der Kinder Sklave. . . . Aber wenn Du mich freiwillig fortlassen wolltest! Liza! Woher dieses unumschränkte Recht eines Menschen auf den anderen? Sieh, ich weiß, daß Du dieses Recht auf mich besitzt und räume es Dir auch ein, aber etwas in meinem tiefsten Innern lehnt sich dagegen auf und fragt: wie kannst Du von diesem Rechte Gebrauch machen? . . .

Soll ich dieser Liebe entsagen? So zwing mich, meine Ohren zu verstopfen und nicht zu hören, meine Augen zu schließen und nicht zu sehen, befiehl meinem Herzen, stille zu stehen. — Du vermagst es nicht!

Ich wiederhol' es, selbst werde ich nicht fortgehen; aber habe den Mut, die Güte, die Großmut, um mich fortzulassen! Gib mir das Recht auf meine Seele zurück — sie gehört ja ohnehin nicht mehr Dir an, sie hängt mit jeder Faser

an der anderen, indem Du meine Seele jener raubst, wirst Du ja nur den Leichnam meiner Seele erhalten. So hab Erbarmen mit mir, laß mich frei atmen, laß mir diese Liebe — sonst weiß ich nicht, wie das noch enden wird. Ich fürchte, ich fürchte sehr, daß ich vergebens schreibe: ich habe keine Hoffnung, daß Du Dich entschließen wirst, mein Flehen zu erhören; aber ich will's versuchen. . . . Erst jetzt habe ich begriffen, was *Leben* heißt, ertöte dieses Gefühl nicht in mir, sei großmütig, gib mir das Recht auf die Seele, die Liebe, das Leben zurück!"

Abgesandter Brief.

„Liebe Lisa! Meinem Versprechen gemäß schreibe ich Dir im Dorfe, obwohl dieser Brief erst in Wilna, wo ich mich drei Tage aufhalten werde, in den Briefkasten kommen wird. Lange schon habe ich keine so schöne Reise gemacht. Eine prächtige Schlittenbahn. Ich logiere beim Verwalter, Parfion Sijhisch, einem abgefeimten Spitzhüben, der übrigens ein tüchtiger Landwirt ist. Madame Parfene füttert mich — gleichsam in einer Ekstase von Gastfreundschaft — mit allerhand guten Sachen. Morgen reisen wir ab. Nun, leb wohl, ich küsse Dich und die Kinder. Erwinnere Wassili daran, er soll im Zollamt die Bigarren holen. Dein mit ganzer Seele ergebener
B. Komorin.“

Nicht abgesandter Brief.

„Einmal, wenigstens ein einziges Mal, möchte ich Ihnen alles heraus sagen, was sich in meinem Herzen angehäuft, was mich niederdrückt und beklemmt und was ich unter heuchlerischem Lächeln, Schmeicheleien und kriecherischem Wesen verbergen mußte, obwohl eine brennende Schamröte dabei meine Wangen bedeckte, und ich in meinem ärmlichen *Chambre garnie*, wo wir zu Dreien hausen, mir die Hände heißte mußte, um durch lautes Schluchzen Mutter und Schwester nicht zu wecken. Doch jetzt will ich Ihnen alles, alles heraus sagen; diesen Genuß will ich mir gönnen, nachher komme meinetwegen die Not, der Hungertod, mir ist's egal. Lieber den Tod, als ein ewiges Verlehen der menschlichen weiblichen Würde. Auch ich muß doch einen Moment der Genugtuung haben. Oh, beim bloßen Gedanken daran, wie Ihr wohlgenährtes, gepflegtes, „ehrwürdiges“ Gesicht sich in Staunen und Entrüstung verzerrt wird darüber, daß irgendeine nichtige „Statistin“ Ihnen die Wahrheit sagt, — oh, Herr Direktor, beim bloßen Gedanken daran empfinde ich eine ungeheure Freude, ich lache laut, ich denke daran, was ich fast vergessen hätte: daß ich noch jung bin, daß mein Leben noch nicht ganz darauf vergeudet ist, um mit dem Präsentierteller auf der Bühne zu erscheinen.“

Vor zwei Jahren hieß es überall: in Ihrem Theater arbeiten bedeute dasselbe, als in des Sultans Harem leben, und wenn eine Schauspielerin sagte: ich habe eine Saison bei *Barow* gearbeitet, so klang das wie ein Bekenntnis: „Ich war keine Geliebte.“ . . . Ich hatte aber einen Trost: weder war ich besonders schön, noch besonders elegant und ich hoffte, daß Sie inmitten der glänzenden Schmetterlingschar, unter meinen lustigen und hübschen Kameradinnen das bleiche, hagere Mädchen mit dem sorgenvollen Blick nicht einmal bemerken werden. . . . Und ich mußte doch meine alte Mutter und eine schwindelstüchtige Schwester ernähren. Ich wußte, daß die Gage bei Ihnen so sicher war, wie sonst selten in der Provinz, denn Sie hatten ein Subsidium von der Stadt und waren selbst einer von deren Vertretern. Für die Reinigen war ich vor einer Tagelöhnerarbeit nicht zurückgeschreckt, und darum war die von Ihnen gebotene Gage von 50 Rubel ein ganzer Reichtum, ein rettender Anker für mich! Nun, und so ging ich zu Ihnen. . . . Und glücklicherweise hatte ich mich nicht geirrt — meiner als Weib begehrten Sie nicht — Gott hat mich davor bewahrt. . . . Aber ich konnte es mir gar nicht denken, daß man, abgesehen von einem Liebesverhältnis, eine Frau mit so viel flebrigem Schmutz besudeln könne, mit dem Schmutz kleinlicher ätzender Beleidigungen und Herabsetzungen, mit denen Sie uns, bescheidene Arbeiterinnen, überhäufen. „Ach, eine Statistin! Sie zittert, daß man sie nicht we jagt! Wozu viel Federlesens mit ihr machen!“ Und danach handelten Sie auch. Wie haben Sie sich benommen? Was für Reden haben Sie in unserer Gegenwart geführt? Kam Ihnen, wenn auch nur vorübergehend, der Gedanke, daß unter uns sich keine, anständige Mädchen befinden? Ihrem schönen Beispiel folgten, um Ihnen Spaß zu machen, die meisten „Kollegen“ — die Schauspieler, und hinter den Kulissen herrschte eine rohe, banale Atmosphäre. Auf Ihren berüchtigten Soupers, auf

denen alle erscheinen mußten, denn ein Nichterscheinen galt als Demonstration und wurde der Betreffenden sehr übel angerechnet, mußten wir die größten Gemeinheiten hinunterschlucken samt den Austern und Wildpretpasteten, welche zynischen Anekdoten, welche schändlichen Anspielungen mußten wir anhören und durften beileibe nicht übel nehmen, ja nicht einmal ertöten. . . .

Sie haben eine Tochter. Ich sah sie in der Loge. Sie ist ein schlankes, blondes Fräulein. . . . Während ich in der „stummen“ Menge stand, konnte ich alles beobachten, was in der Loge vorging. Das Fräulein mit dem lieben, unschuldigen Gesichtchen schaute gleichgültig auf die Bühne und aß Bonbons aus einer großen Bobonniere, die Sie ihr gebracht. Sie beugten sich so liebevoll und zärtlich über sie, Sie sahen in ihrem Vaterstolz so patriarchalisch aus. . . . Und da kam mir unwillkürlich der Gedanke, wie es wohl wäre, wenn Ihre Tochter einem Ihrer Soupers im Hotel du Nord beizuhören würde. . . . Wie es wäre, wenn irgend ein . . . wählen Sie selbst einen bezeichnenden Namen. . . . ihr reines, jungfräuliches Ohr mit irgend einer Nummer aus jenem Repertoire verlegen würde, mit dem Sie das Gehör Ihrer Untergebenen erfreuen, wenn Sie uns einer Unterhaltung würdigen? Wie würden Sie da handeln? Denken Sie mal nach!

Und nur darum, weil wir hungrig und hilflos sind, weil wir Ihrer bedürfen, um irgendwie unser Leben zu fristen, während Sie sich mit uns nicht zu genieren brauchen — an Stelle einer Entlassenen können Sie ja Hunderte anderer bekommen — nur darum glauben Sie ein Recht zu haben, unsere jungfräuliche Keuschheit zu verlegen, unsere weibliche Würde zu verhöhnen, und wir, wir dürfen nur lächeln und müssen alles mit klabauischem Gehorsam über uns ergehen lassen. Aber ich kann es nicht mehr, ich ersticke. Ich will Ihre abscheulichen Worte nicht wiederholen, die niederzuschreiben ich mich schäme und nach denen ich, eine elende Statistin, zu sagen wagte, daß Sie sich vergessen. . . . Ich will diese Worte nicht wiederholen, aber mögen sie Ihnen in den Ohren klingen, wenn Sie diesen Brief lesen, wenn Sie Ihre Tochter anblicken, und mögen Sie Scham empfinden, Sie grausamer, fatter, zynischer Mensch. Und mögen alle, die noch jung sind, die noch an Wahrheit und Reinheit glauben, Ihnen die Benennung ins Gesicht schleudern, die Sie verdienen.“

So, jetzt können Sie mich hinausjagen, ich werde Wäsche waschen, ich werde betteln gehen, um meinen Lieben Brot zu schaffen, aber endlich, endlich hab' ich Ihnen doch alles gesagt.
Nadeschda Lumanskaja.“

Abgesandter Brief.

„Sehr geehrter Herr Direktor! Gestern war ich sehr aufgeregt, ich bitte Sie, mir mein kindisches Benehmen zu verzeihen. Am Bette meiner schwerkranken Schwester, der es mit jedem Tage schlechter geht, werden meine Nerven bis aufs äußerste gespannt. Ich hoffe, daß Ihre in den Schauspielerkreisen genugsam bekannte Humanität Ihnen helfen wird, meine Schrowsheit zu entschuldigen und den unliebsamen Vorfall zu vergessen. Ueberzeugt von Ihrer Güte verbleibe ich ergebenst
N. Lumanskaja.“

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Neues aus der Technik.

Von B. Verdrow.

Wer sich in dieser sonderbarsten aller Welten ein wenig fleher und nicht nur an der Oberfläche umgesehen hat, dem kann es nicht entgangen sein, daß zu den einträglicheren Gewerben, wenn es mit dem richtigen Verstand und Fleiß betrieben wird, das der Lumpensammler gehört. Natürlich, denn kann man wohl in einem Zweige der menschlichen Beschäftigung mit weniger Unkosten arbeiten, als wenn man sich einzig damit befaßt, diejenigen Dinge zu Gelde zu machen, die die anderen als wertlos weggeworfen haben? Man sagt es den Chinesen nach, daß sie allemal dort sich einstellen und eine geeignete Ernte halten, wo die weiße Rasse abgewirtschaftet hat. Diese Chinesen sucht heute die gesamte Industrie bewußt oder unbewußt nachzuahmen, und sie hat ihre sehr triftigen Gründe dazu. Vorüber sind, wenigstens für die älteren Kulturstaaten, die glücklichen Zeiten, wo man nur mit der Wunschkrute den Boden zu schlagen brauchte, damit er tausendfältige Frucht trug. Vorüber die Zeiten, wo man Wälder ohne Maß und Zahl verwüsten konnte,

um Eisen zu erschmelzen, weil es schien, als könnte der Reichtum des Holzes nie ein Ende nehmen. Vorüber die Zeiten, wo man die Erze, die nicht 50 Proz. reinen Metalles enthielten, als wertlos beiseite warf, wo man unter den Wasserkraften der Erde sich die bequemsten zum Gebrauch aussuchte und die übrigen unbeachtet ließ. Es gibt noch solche jungfräulichen Länder und sie werden eines Tages die Schätze der Erde unter sich verteilen. Noch aber heißt es für die alten Kulturenationen, sich ihrer Haut zu wehren, und auf allen Gebieten, wo der einstige Raubbau abgewirksam hat, von den Resten der Vorzeit zu gehren.

Manches Menschenalter hindurch wurde in den Eisenerwerken von Shelton im Gebiet der schwarzen Erde, wo die Schmelzöfen und Schmiedefeuer schon erkledlich länger als auf deutschem Boden glühten, das beste Eisen erzeugt, das man in England und sonst irgendwo zu kaufen bekam. Zu riesigen Bergen, die viele Quadratkilometer Boden in die Runde bedecken, hat sich die Abfischlade von ungezählten Jahren dort um die alten Schmelzöfen aufgetürmt, mit der man weiter nichts anzufangen wußte, als sie wegzuworfen. Jetzt ist man mit dem besten Erfolg dabei, diese Schlackenhausen, die noch 40 Proz. reines Eisen enthalten, aufzuarbeiten und einen Stahl daraus zu schmelzen, der nicht schlechter ist als das Eisen, auf dem diese Reste einst als Schlacke schwammen. Den Brennstoff aber dafür liefert eine Kohlengrube der Shelton Iron Works, die man ebenfalls früher nicht für wert hielt, einen Arbeiter hineinzuschicken. Die Kohlen enthalten bis zu einem Fünftel Asche, und daraus einen brauchbaren Koks für den Hochofenbetrieb zu gewinnen, hätte sich bis vor wenig Jahren so leicht kein Hüttenmann unterwunden. Was früher nicht ging, heute geht es. Wo man vor kurzem die geringe Produktion für 45 Schilling die ganze Tonne verkaufte, werden nun täglich 800 Tonnen gefördert und ergeben nach dem Auswaschen in besonderen neuen Vorrichtungen ein Produkt, das immer seine 8 Schilling die Tonne wert ist. Was aber nach diesem Veredelungsprozeß übrig bleibt, der früher völlig wertlose Müll und Schutt, daraus macht man jetzt den Koks, der die erwähnten Eisenabfälle in Stahl verwandeln muß. Geht das nicht mit Geschick Lumpen sammeln und Gold daraus machen? Noch mehr! Bei der Verkokung der Kohlenabfälle werden noch solche Mengen kalorisch hochwertiger Gase gewonnen, daß die Hälfte davon ausreicht, um die sämtlichen Koksöfen zu heizen, die andere Hälfte aber in einigen modernen Gasmotoren noch eine überschüssige Kraft von ungefähr 1000 Pferdestärken hervorbringt. So wertet die Industrie heute die achtlos weggeworfenen Reste der Vergangenheit.

Ein anderes Beispiel. Die für gewisse Zwecke, wie den Schiffsantrieb und den Betrieb von Dynamomaschinen so geeignete Dampfturbine ist noch nicht soweit verbessert, daß man ihr mit Vorteil die Bewegung der Arbeitsmaschinen in Fabriken anvertrauen könnte, wo bald viel, bald wenig Kraft verbraucht wird, die Maschinen bald schnell, bald langsam laufen müssen usw. Aber man hat in derselben Turbine ein Mittel gefunden, aus dem wertlosen Abdampf der alten unökonomischen Betriebsmaschinen noch soviel Energie herauszuziehen, daß auch große Fabriken ihren Bedarf an elektrischem Licht bequem aus dieser Quelle decken können. So geht in einer Stahlhütte in Chicago der Abdampf einer großen Walzwerkmaschine in ein Heizwasserreservoir und erzeugt darin eine solche Wärme, daß trotz des unregelmäßigen Betriebes des Walzwerkes dieser Wärmespeicher eine Niederdruckturbine von 1000 Pferdestärken beständig treiben kann. Ein industrieller Lumpensammler, weiter nichts.

Unermülich ist die Technik in ihren Bemühungen, aus nichts etwas zu machen, zu sparen, wo die reichere Vorzeit achtlos vergeudet, und mit dem Stabe des Moses Wasser aus dem Felsen zu schlagen. Doch eine gewaltige Kraft des Erdballs ist noch immer so gut wie nutzlos geblieben. Der brausende Wind ist es, der im Frühjahr und Herbst über Heide und Stoppelfelder segt. Sein ungehinderter Atem klingt durch die Wälder wie das Jauchzen eines jungen Riesen, den die allgegenwärtige Kunst des schlauen Menschen noch nicht in die gehakte Fessel schlug. Aber auch seiner Freiheit Tage sind gezählt! Was wollen die paar Tausend Windmühlen besagen, die hier und da einen leisen Hauch seines Odems in müßliches Menschenwerk verwandeln, und die so bescheiden die Segel streichen müssen, wenn er sich zu seiner vollen majestätischen Kraft erhob? Daß alle bisherigen Windmotoren eigentlich nur einen so winzigen Bruchteil dieser unerschöpflichen Naturkraft auszunutzen vermögen, das ist es, was eigentlich diese ganze Gattung von Maschinen in Mißkredit gebracht hat; gäbe es einen Windmotor, der die Schnelligkeit und den ungeheuren Druck eines stärkeren Windes wirklich in nutzbringender Weise verwerten könnte und nicht gerade dann zur Ruhe verurteilt würde, wenn die Windsbraut ihre besten Kräfte entfaltet, so sähe es wohl um die Ausnutzung dieser allverbreiteten Naturkraft anders aus. Den Anspruch, dieses Problem gelöst zu haben, erhebt mit seinem neuen horizontalen Windmotor Karl Buttenschütz, der Erfinder von Flugapparaten, neuen Schiffssegeln und anderen auf eine unerlässlich liebevolle Beobachtung der Mutter Natur gegründeter Verbesserungen. Sein Windmotor ist ein gigantisches, um eine senkrechte Achse drehbares Rad, dessen Umfang mit schmalen elastischen Streifen oder Flügeln besetzt ist, die bei ihrer Drehung den Luftströmungen in jedem Augenblick das erreichbare Maximum an Energie abnehmen, absolut unabhängig sind von der Richtung und Stärke des Windes, durch den stärksten Orkan in ihrem elastischen Gefüge nicht erschüttert werden können, aber auch dem lindesten Zephyr noch soviel an Kraft zu entlocken wissen, als er irgend herzu-

geben fähig ist. Daß sich die Achse dieses Motors nicht nach der Windrichtung einstellen muß, sondern bei jeder Veränderung unbeweglich stehen bleibt und daher in einer ganz anderen Weise gesichert und verankert werden kann, als bei allen früheren Windmotoren mit horizontaler Achse, das macht das Windrad von Buttenschütz gegen die stärksten Luftströmungen unempfindlich, so daß es bei allen Windstärken laufen kann und nicht dann zu feiern braucht, wenn der Wind gerade seine meiste Kraft entfaltet. Es kann ferner aus demselben Grunde so groß und stark gebaut werden, daß man viel größere Kräfte als bisher mit einem Maschinenschiff erzielen kann und endlich zur Errichtung umfangreicher Windkraftzentralen in geeigneten Gegenden wird schreiten können, von wo man dann die kostenlos zur Verfügung stehende Kraft auf größere Entfernungen verteilt oder an derselben Stelle in industriellen Anlagen verwertet.

Die alten Unternehmungen schwinden vor den neuen dahin, und Vergänglichkeit ist das Zeichen, in dem die Werke des Menschen geboren werden. Kürzlich ging die Nachricht durch die Blätter, daß der Schnelldampfer „Lahn“ des Norddeutschen Lloyd ausgemustert und als veraltet verkauft ist. Veraltet ein Schiff, das vor weniger als 20 Jahren das schnellste und stolze war unter allen, die ihren Bug zwischen der alten und neuen Welt durch die Bogen trieben! Ins alte Eisen ein Dampfer, dessen Einrichtungen, dessen Größe und Schnelligkeit vor 15 Jahren die Bewunderung der ganzen Welt erregten! Und in den englischen Häfen rüsten sich jene ungeheuerlichen Cunardsteamer, von denen jeder fünfmal die „Lahn“ oder viermal den nach ihr eine Weile so viel besprochenen „Fürst Bismarck“ an Größe und Maschinenkraft übertrifft, schon langsam zu ihrer ersten Fahrt. Inzwischen gab es andere Meereswunder, gab es den „Kaiser Wilhelm den Großen“ und „Kaiser Wilhelm den Zweiten“, und wer hätte noch an die berühmten Schnelldampfer der 80er und 90er Jahre gedacht, es handelte sich denn darum, daß einer oder der andere von ihnen ins alte Eisen geworfen wurde? Sic transit gloria mundi!

Nicht auf einem, auf allen Gebieten raufst die geschäftige Zeit über die Taten der Vergangenheit bedrückend schnell dahin. Wen redet heute noch von der soviel bewunderten Jungfrauabahn? Und dabei ist sie noch einmal ganz fertig! Aber neue, fühnere, und immer fühnere Unternehmungen verdrängen sie von der Tafel, auf der die Ruhmestaten der modernen Technik eine, ach, so kurze Spanne Zeit verzeichnet stehen. Es fehlt nicht mehr viel, so wird die Bahn den Besucher des Berner Oberlandes aufs Wetterhorn führen, schon nehmen die Pläne der Montblanc-Bahn festeren Gestalt an, durch die sich Chamoni seinen Ruf unter den Anziehungspunkten der Schweiz erhalten zu müssen glaubt, und in Berner rüstet man sich, der Empörung aller Sport- und Naturfreunde zum Trotz, mit Ernst und Eifer zu den Entwürfen einer Bahn auf das Matterhorn. Als ob nicht die ewigen Berge, wenn sie nicht zu unserem Glück ziemlich fest ständen, sich vor Lachen schütteln müßten über das klägliche Beginnen, ihrer diamantenen Majestät mit stählernen Schienen und rostigen Drahtseilen unter die Arme zu greifen!

Kleines feuilleton.

Auch ein Kind. Sonntagvormittag. Die breite, vornehme Geschäftsstraße liegt still und ausgestorben. Die großen, glänzenden Schaufenster sind ganz geschlossen oder verhangen, das Wagengerassel des Alltags schweigt, und sogar die elektrischen Bahnen scheinen geräuschlos zu fahren. — Sonntagsstille. Aber sie wirkt hier nicht erquickend. Hierher gehört das geschäftige Treiben des Alltags, das Durcheinandervogeln von Arbeit und Nichtstun, von Kampf und prozigem Wohlbehagen. Diese Stille hat etwas Bedrückendes, Schwüles, weil man nichts als ein paar gelangweilte Nichtstuer und hin und wieder nur ein anderes Menschengesicht sieht.

Ich stehe an der Haltestelle und warte auf meine Elektrische. Sie kommt nicht, ich muß warten, und so gehe ich immer ein paar Schritte hin, ein paar Schritte zurück.

In der offenen, grünspannenen Nische des eleganten Weinlokales sitzen zwei Herren und gähnen beide in demselben Augenblick, als ich dorthin blicke.

Ich will mich umwenden, da bleiben meine Augen an einem Manne und einem Kinde hängen.

Der Mann der Typus des „gewesenen Menschen“. Der schmutzige, verlotterte Anzug, das gedunsene, viehische Gesicht, aus dem verwässerte stumpfsinnige Augen blicken.

Das kleine Mädchen vielleicht sechs Jahre alt — höchstens sechs. Sie ist sehr hübsch, aber Gesicht und Händchen sind schmutzig, und der rote Nod hängt in Franzen. Beide sprechen ein paar Worte, dann tut er die Hand auf, und die kleine Kinderhand läßt einige Nickelmünzen hineingleiten.

Dann blickt sie zu ihm auf.

So ein Blick. — Mir wird eiskalt in den Gliedern. Himmel, ich habe viel gesehen im Leben, aber so etwas; — nein, das ist ja nicht möglich! — Und der Ausbruch hat sich über das ganze kleine Gesicht gebreitet: Furcht, Hingebung, Erwartung, alles, alles, was man nur in Worte fassen kann. — so — so sieht die Dirne ihren Beschützer an, wenn sie den Verdienst in seine Hände gibt.

Und nun läuft die Kleine zurück zu dem Fenster des eleganten Weinlokales. Ich habe ihr ein paar Schritte nachgetan, ohne daß

Ich es recht weiß, und ich sehe, wie der eine der beiden mit einer Bewegung des Stels ein Geldstück in die kleine Kinderhand wirft. „Verfluchte Bande,“ sagt er laut.

In demselben Augenblick rauschen seidene Röcke an mir vorüber und eine Woge von Ratschuli umfängt mich.

„Donnerwetter,“ sagt dieselbe Stimme da drinnen. Aber jetzt hat sie etwas ungemein edelhaft Wohlgees.

Und dann sehe und höre ich nichts mehr. Fort, nur fort. Wie Fieberfrost läuft es immer von neuem durch meine Glieder, und in meinem Kopf schreit eine wahn sinnige Stimme immer dieselben Worte: das kann es geben, — das kann es geben — —

Und endlich, endlich löst es sich in einem hohnvollen lauten Auflachen. Die Vorübergehenden gucken mich erstaunt an, sie halten mich wohl für verrückt, — was kümmert es mich?

Und da sollte ein Schicksal walten, welches das Leben des Menschen bestimmt? Hohn, Hohn, Hohn. — Arme, zertretene Menschenknospe Du, nicht einmal so eine kannst Du werden im Leben, der überfällige Kreaturen einen Tausendmarckschein in den Schoß werfen. Die lernen wenigstens Sekt und Aukstern kennen, — Du Brot und Branntwein und das Lager hinterm Zaun. Ein einziger brauner Lappen hätte genügt, um Dir Deine Seele zu retten. —

Und so etwas darf es geben in der Welt, so etwas darf es geben? —
Clara Bohm-Schuch.

Medizinisches.

Die Uebertragung der Impfpocken. Wenngleich die staatlichen Behörden bemüht sind, die Impfung mit Kuhpockenlymphe möglichst gefahrlos zu gestalten und durch entsprechende Verhaltensvorschriften das Publikum zu belehren suchen, so ist doch für die Verhütung einer manchmal eintretenden unangenehmen Nebenwirkung der Impfung, nämlich der Uebertragung des Impfstoffes auf die Umgebung, noch wenig geschehen. In verschiedenen Bundesstaaten ist allerdings durch Ministerialerlasse darauf hingewiesen worden und es sind Ratschläge zur Verhütung dieser Ansteckung erteilt worden. Demnach müssen Mütter und sonstige Pflegerinnen der Impflinge dringend davor gewarnt werden, daß sie die Impfstellen zufällig oder absichtlich berühren oder die in den Impfpusteln enthaltene Flüssigkeit auf Wunde oder mit Ausschlag behaftete Hautstellen oder in die Augen bringen. Haben sie die Impfstelle trotzdem berührt, so sollen sie nicht unterlassen, die Hände sorgfältig zu reinigen. Die Impflinge dürfen nicht mit anderen Personen gemeinsam gebadet werden. Ungeimpfte Kinder und solche, die an Ausschlag leiden, dürfen nicht mit Impflingen in nähere Berührung kommen, insbesondere mit ihnen zusammenschlafen. In den Jahren 1880—1903 sind allein 140 Fälle von Uebertragung von Impfstoff von Mensch zu Mensch ermittelt worden, die fast ausnahmslos von frisch geimpften Kindern ihren Ausgang nahmen und zum Teil zu recht schmerzhaften Erkrankungen führten. Ein erheblicher Teil dieser Fälle betraf an Flechte leidende Kinder und von diesen sind fünf gestorben. Zur öffentlichen Diskussion wurde diese Frage zum erstenmal durch den Tübingen Professor Blochmann gestellt, in dessen Familie sich das Unglück ereignete, daß sein jüngstes mit Flechten im Gesicht behaftetes ungeimpftes Kind von seinem älteren geimpften Bruder angesteckt wurde und dabei so schwer erkrankte, daß es zur Vereiterung des rechten Auges kam. Der neueste preussische Sanitätsbericht teilt einen Fall aus dem Kreise Montjoie mit, wonach ein vier Monate altes Kind, welches an allgemeiner Flechte litt, durch die Küsteln der älteren geimpften Geschwisterchen angesteckt wurde und an einer schweren Pockenkrankung starb. Daß auf Kinder, die mit Flechten und Hautkrankheiten behaftet sind, besonders leicht der Impfstoff übertragen wird, erklärt sich daraus, daß bei ihnen die Haut durch die Krankheit aufgeweicht und aufgelockert ist, so daß die Lymphe besonders leicht eindringt. Daß bei diesen Kindern die Impfung öfters einen unglücklichen Ausgang nimmt, hat seinen Grund in der durch das chronische Hautleiden geschwächten Konstitution. Hautkranke Kinder sollten daher stets von der Impfung zurückgestellt werden. —

Aus dem Pflanzenleben.

Die Pflanzenhaare. Eine wesentliche Rolle im Leben der Pflanzen kommt den mannigfach verschiedenen Haargebilden zu. Manche dieser eigenartigen Organe dienen zur Aufnahme von Nährstoffen, andere gewähren Schutz gegen Tierfraß und gegen ungünstige Witterungsverhältnisse, wieder andere dienen als Anlockungsmittel zum Insektenbesuch, der Verbreitung der Samen leisten Haargebilde Vorstoß, wie andere ihresgleichen manchen Pflanzen das Emporklettern ermöglichen. Und dann sind noch mancherlei Haare bei Pflanzen anzutreffen, über deren Bedeutung für das Pflanzenleben man einstweilen noch nicht klar sieht.

Manche Pflanzen sind ganz mit Haaren bedeckt, bei anderen sind diese auf besondere Teile der Pflanze beschränkt. Manche Pflanzen bleiben ihr Leben lang mit Haaren bedeckt, bei anderen treten die Haare nur zu einer gewissen Wachstumsperiode auf. Dann gibt es Pflanzen, die ihr Haarkleid je nach den örtlichen Verhältnissen abändern. Soweit die Tätigkeit der Haargebilde erkannt ist, lassen sich die Haare in folgende Gruppen zusammenfassen: Die Wurzelhaare sind kleine Gebilde, die immer nur wenige Tage alt werden. Sie sind stets auf das ziemlich jüngste

Wurzelsende beschränkt und haben die Aufgabe, der Pflanze die Nährstoffe aus dem Boden zuzuführen. Mit dem Weiterwachsen der Wurzel entstehen stets neue Haare, während die alten absterben. — Die Brennhaare, unsere bekannte Brennnessel ist mit solchen behaftet, werden als Schutzmittel gegen tierische Angriffe angesehen. Bei der Berührung dieser an Blätter und Stengelgliedern sitzenden Haare bricht die rundliche Spitze ab, es entsteht dadurch eine scharfe Spitze, die sogleich in den Tierkörper eindringt und durch die aus dem Innern des Haares ein ähnelnder Saft in die Wunde eindringt, hier das bekannte Brenngefühl hervorrufend. — Die Wollhaare sind solchen Pflanzen eigen, die an trockenen, sonnigen und großen Temperaturschwankungen ausgesetzten Orten leben, wo sie einmal viel, meist aber wenig Wasser bekommen, bald sehr warm und bald äußerst kalt stehen. Das dicke, filzige, von Haaren gebildete Wollkleid, wie es beispielsweise das Edelweiß aufzuweisen hat, ist ein gleich guter Schutz gegen Wärme wie gegen Kälte und schützt ebenso sehr gegen das Vertrocknen, wie anprallendes Regenwasser abgeleitet wird. Bei vielen Pflanzen sind die Früchte mit Wollhaaren ausgestattet, die veranlassen, daß die Samenkörner vom Wind leicht über weite Landstrecken verbreitet werden können. Unser gewöhnlicher Löwenzahn ist hierfür ein typisches Beispiel. — Die Deckhaare haben eine ähnliche Bestimmung wie die schützenden Wollhaare, von denen sie sich durch das Fehlen der den Wollhaaren eigenen schraubenförmigen Bindungen unterscheiden. Manche Deckhaare weisen eine reiche Verzästelung auf. Bei etlichen Pflanzen bilden die Deckhaare einen filzigen Ueberzug, der sich leicht ablöst. Hierin ist ein Schutz gegen Tierfraß zu erblicken, denn die sich zusammenballenden Haarfäden müssen infolge der reichen Verzästelung den Weichteilen der tierischen Kauorgane beschwerlich fallen. Ein Tier, das von einer solchen geschützten Pflanze Nahrung sucht, wird alsbald vom Pressen ablassen. — Auch die Drüsenhaare sind als Schutzorgane anzusehen, denn die von diesen Haaren abgesonderten Flüssigkeiten sichern vielfach vor Tierfraß. Bei anderen Pflanzen dienen Drüsenhaare aber auch zum Anlocken und Festhalten von kleinen Insekten, so bei der unter dem Namen Sonnentau bekannten insektenfressenden Moospflanze. — Die Klimmhaare endlich gestatten manche Pflanzen das Emporklettern an Bäumen, Sträuchern und dergleichen. Der Hopfen bietet für diese Gruppe ein recht drastisches Beispiel.

Die mannigfaltige Form der einzelnen Haargebilde kann häufig erst unter dem Mikroskop beobachtet werden, und das Mikroskopieren der Pflanzenhaare zählt zu den interessantesten Studien dieser Art für den Anfänger, da sich von den Haaren mühelos mikroskopische Präparate anfertigen lassen. —

Humoristisches.

Kaempf.

Deine schroffe, überscharfe
Miene ist ein pudig Ding;
Die drakonisch grimmige Larve
Steht dir schlecht — du kommst von links.
Benige werden sich erwärmen
Für die Art, wie du verfahrst;
Schüß die Redner vor dem Lärmen
Einer Menge mal zuerst!
Ordnungsrufe, ach herrliches,
Streust du unerbittlich wild.
Liberaler, — bist du Präses,
Handle menschlich, frei und mild.
Künstig-späte Enkel lesen
Sonst auf deinem Leichenstein:
Denn er ist ein Kaempf gewesen,
Und das heißt, ein Unmensch sein.
(Gottlieb im „Tag“.)

Notizen.

— Eine chinesische Universität. Das Reformwert, das in dem gewaltigen chinesischen Reiche begonnen hat, erstreckt sich vor allem auch auf das Unterrichtswesen, das von je her schon ein Ruhmestitel des Landes war und besonders in der Allgemeinheit des Elementarunterrichts kaum von einem Lande überboten wurde. Das neue System, das bis zum Jahre 1910 überall durchgeführt sein soll, bringt einen organischen Aufbau von den untersten Elementarschulen bis zu den höheren Lehranstalten, der in einer Universität nach europäischem Muster in Peking gipfeln wird. Diese Universität, die so der Mittelpunkt des Studiums von ganz China sein wird, soll acht Fakultäten umfassen. In den höheren Lehranstalten wird der englische Sprachunterricht obligatorisch sein; zwischen Deutsch und Französisch steht den Schülern die Wahl offen, doch wird denjenigen, die sich der Chemie, Elektrotechnik, dem Bergbau, der Metallurgie oder der Forstwissenschaft zuwenden wollen, das Studium der deutschen Sprache empfohlen. Latein ist fakultativ. — Da können ja die höheren deutschen Schüler bei den Chinesen bald in die Lehre gehen.